

Der Schuhmacher

Durch Wissen

zum Sieg

Organ für die gewerblichen Interessen der Schuhmacher

und des
 Unterstützungs-Vereins deutscher Schuhmacher und der deutschen Schuhmacher-Fachvereine
 sowie der
 Central-Kranken- und Sterbefälle der Schuhmacher und verwandten Berufsgenossen Deutschlands (E. S.)

„Der Schuhmacher“ ist im Postzeitungs-Katalog unter Nr. 4381 eingetragen.

Erscheint am 1., 10. und 20. jeden Monats. — Abonnementspreis: bei der Post 80 Pf. pro Quartal durch die Expedition per Kreuzband bezogen 1,05 M. —
 Inserate werden mit 20 Pf. die dreispaltige Petitzeile oder deren Raum berechnet. — Alle Postanstalten nehmen Bestellungen an. Auch zu beziehen durch die Expedition in Gotha.
 Kreuzbandsendungen innerhalb Deutschlands und nach Österreich kosten 4 Gr. à 1 M. 5 Pf. pr. Quartal, 5 u. mehr Gr. à 80 Pf. pr. Quartal; nach der Schweiz und dem übrigen Ausland
 unter 4 Gr. à 1 M. 25 Pf. pr. Quart., 4 u. mehr Gr. à 90 Pf. pr. Quartal. Im Buchhandel 1 M. Kleinbedarf für den Buchhandel Carl Häfner, Buchhandlung in Gotha (Znd. 5. Rang)

Nr. 33.

Gotha, 20. November 1884.

7. Jahrgang.

Die Beilage

zu vorliegender Nummer konnte wegen überhäufte Arbeit nicht rechtzeitig fertig gestellt werden, was wir zu entschuldigen bitten.

Die Redaktion.

Die freie Konkurrenz und ihre Folgen.

Ein Ueberblick über die wirtschaftliche Lage zeigt uns durchaus kein erfreuliches Bild und wie schon seit geraumer Zeit Berichte aus den verschiedensten Gegenden eine fortschreitende Verschlechterung konstataren, so ist auch für die nächste Zukunft auf Nachrichten im entgegengesetzten Sinne nicht zu hoffen. Dies zeigt sich nicht bloß durch die Berichte aus den Kreisen der Arbeiter, welche durch diese Lage der Dinge in erster Linie und am empfindlichsten getroffen werden, sondern es deuten auch alle Berichte darauf hin auf jenen Kreisen, wo man mehr Interesse für das Thun und Lassen der besitzenden Fabrikanten und Unternehmer zeigt, als für das Wohl der von Tag zu Tag von ihrem Arbeitslohn lebenden Lohnarbeiter. Die Fabrikanten, welche Mangel an Absatz ihrer Produkte oder Verringerungen spüren, greifen zu dem am nächsten liegenden Mittel, um das Geschäft auf der Grundlage, auf welches es eingerichtet ist, erhalten zu können, sie reduzieren die Löhne der Arbeiter, um vor den Konkurrenten den Vorzug der Billigkeit voraus zu haben. Da die Konkurrenten aber zu demselben Mittel greifen, so ist die Abhilfe nur eine vorübergehende und hat, wenn in allen Arbeitsbranchen durchgeführt, keinen anderen Erfolg, als daß der Absatz immer geringer wird, weil die große Masse des Volkes nicht im Stande ist, zu kaufen. Es führt also das Mittel, welches die konkurrenz-mühtigen Kapitalisten anwenden, um einer Geschäftsförderung vorzubeugen, zu weiter nichts, als daß dieselbe noch verschlimmert wird. Hier und da geht auch ein Fabrikant dabei zu Grunde, sein Geschäft wird von einigen anderen verschlungen; aber dies veranlaßt keinen der übrigen von der gewohnten Bahn abzuweichen, die Jagd unter der Fahne der freien Konkurrenz, der Kampf jedes einzelnen gegen alle anderen um Aneignung eines möglichst großen Anteils an den von den Arbeitern geschaffenen Werten, geht weiter, unablässig, ob das Wohl Tausender von Arbeitern dadurch gefährdet wird. Dies Verfahren der Kapitalisten ist es, worunter die Arbeiter augenblicklich mehr wie sonst zu leiden haben und das bei denselben Klagen über die Gegenwart und Befürchtungen für die Zukunft, hauptsächlich für den herannahenden Winter, hervorruft. Klagen über Mangel an Beschäftigung und über durchgeführte oder angedrohte Lohnreduzierungen werden in fast allen Arbeitsbranchen laut. Da diese Erscheinungen nicht neu sind und im Laufe der Zeit sich immer öfter wiederholen, so ist die Frage wol am Platze:

Sind diese Perioden der Beschäftigungslosigkeit und Entbehrung eine Notwendigkeit und wenn nicht, wie ist Abhilfe möglich? Wie die Kapitalisten über diese Frage hinwegkommen, das haben wir oben gesehen. Alles, was sie in dieser Richtung thun, fällt zum Schaden der Arbeiter aus, weil an dem System der freien Konkurrenz nicht gerüttelt werden soll und jeder seinen eigenen Vorteil im Auge hat. Von dieser Seite ist also nicht zu erwarten, daß etwas geschieht, um die Perioden der Geschäftstodungen zu verhindern. Wenn dies geschehen kann und soll, so kann es nur von Seiten der Arbeiter bewirkt werden und ist an eine Aenderung zum Besseren nicht zu denken, so lange nicht eine große Zahl der Arbeiter dies einsehen, wie die Fabrikanten der Frage der Beschäftigungslosigkeit in demselben Geiste gegenüber, sie ziehen die Möglichkeit, die ungünstigen Verhältnisse im großen Ganzen vermeiden zu können, gar nicht in Betracht, suchen aus der augenblicklichen Situation das Bestmögliche für sich als Einzelne zu machen, ohne Rücksicht auf alle Uebrigen, mit einem Wort, sie üben die freie Konkurrenz ihren Nebenarbeitern gegenüber ebenso sehr als etwas Selbstverständliches, als wie die Fabrikanten gegenüber ihren Mitfabrikanten. Nur bedenken sie nicht, daß diese die Kosten dieser Konkurrenz jederzeit auf die Arbeiter zu walzen suchen, während sie dieselben unter Umständen selbst tragen müssen. Die Konkurrenz unter den Fabrikanten bewirkt niedrige Löhne und lange Arbeitszeit, die Konkurrenz unter den Arbeitern bewirkt dasselbe. Niedrige Löhne vermindern aber die Kaufkraft des Volkes. Die Arbeiter der einen Branche produzieren, obwohl sie es recht notwendig brauchen könnten. Die Produkte häufen sich in den Magazinen der Fabrikanten auf, die Produktion wird in Folge dessen eingeschränkt; es werden Arbeiter beschäftigungslos, welche in Folge der freien Konkurrenz unter sich die Löhne wieder herunterdrücken; der Einzelne wird versucht, ein recht langes Tagewerk zu machen und quantitativ recht viel zu leisten, um das zum Leben Notwendige zu verdienen. Hierdurch wird die Kaufkraft der Konsumenten abermals vermindert und so entstehen schließlich die Zustände, welche augenblicklich herrschen.

Angesichts der unheilvollen Lage, in der sich die Arbeiter befinden, und der wenig erfreulichen Aussicht für die Zukunft, ist es deshalb für alle Arbeiter notwendig, sich bewußt zu werden, daß das System der freien Konkurrenz ist, welches diesen Uebeln zu Grunde liegt und deshalb bekämpft werden muß. So lange sich die Arbeiter dieser Erkenntnis verschließen und die herrschende wirtschaftliche Anarchie noch dadurch unterstützen, daß sie ihrerseits ohne Rücksicht auf die Gesamtheit und ganz nach eigenem Belieben auf die Konkurrenz ertragen müssen, sind sie mitverantwortlich für alle Unbill, welche die Arbeiter ertragen müssen. Wer aber zu dieser Erkenntnis gekommen ist, der wird sich sagen müssen, daß an Stelle des willkürlichen Handelns des

Einzelnen Unterordnung desselben unter die Anordnungen der Gesamtheit, überhaupt solidarischen Handelns treten muß, dies kann nur erreicht werden durch eine Gewerkschaftsorganisation, welche sich über das ganze Gebiet erstreckt, in welchem die Konkurrenz sich geltend macht. Abkürzung der Arbeitszeit muß der erste Schritt sein, welcher von einer solchen Organisation gethan wird, um die Konkurrenz unter den Arbeitern zu beseitigen.

Aber wozu uns das sagen, werden Viele einwenden, welche schon in einer Organisation sind, das wissen wir ja längst, deshalb sind wir ja organisiert, deshalb haben wir ja in unserem Programm die Forderung nach Abkürzung der Arbeitszeit. Doch nur nicht eifern, wir kennen uns ja; aber wir kennen auch noch Andere und wissen genau, daß die in manchen Dingen in ihrer Ansicht etwas von uns abweichend und halten wir es für angemessen, dieselben auf Verschiedenes aufmerksam zu machen. Es sind Viele, welche meinen, daß man genug gethan habe, wenn man seinen Lohn an diesem oder jenem Orte um etwas erhöht, oder die Arbeitszeit um etwas verkürzt habe, und daß man sich nun, um die Arbeiter anderwärts nicht kümmern solle. Wir halten die jetzige Zeit für geeignet, dieselben darauf aufmerksam zu machen, daß die freie Konkurrenz ein Gleichmacher ist und zwar nicht in dem Sinne, daß durch sie die schlecht bezahlten Arbeiter der besser bezahlten gleichgestellt, sondern entgegengesetzt, daß die besser gestellten erniedrigt werden. Ferner möchten wir Penigenen sagen, welche vielleicht schon einige Zeit der Organisation angehören, einige Beiträge bezahlt haben und nun erklären, die Organisation sei nutzlos, weil sie nicht schon all das zu Erfrieden erreicht habe, daß von einem Beginnen des Wirtens der Organisation in dieser vollen Bedeutung erst die Rede sein kann, wenn die Organisation über das ganze Gebiet ausgedehnt ist, in welchem sich die Konkurrenz fühlbar macht. So lange die Organisation nicht in dem Maße sich ausgedehnt, müßt das Hinaufstreben der Löhne und Abkürzen der Arbeitszeit an einzelnen Orten nichts, weil diese errungenen Vorteile in Folge der mangelhaftesten Organisation einer festen Grundlage entbehren und so durch die freie Konkurrenz stets wieder illusorisch gemacht werden.

Weiter giebt es auch viele Arbeiter, welche sagen, daß sie sehr aufgeklärt, vor allem aber sehr radikal sind, daß die Gewerkschaften mit allen Beschwerden nicht schnell genug auftrümen wollen und dieselben deshalb reaktionär und nutzlos seien. Diese Ansichten sind um so mehr zu verwerfen, weil dadurch die Früchte jahrelanger Schaffens vieler in der Organisation ausdauernder Kollegen in Frage gestellt und die Arbeiter der Organisation erst recht fern bleiben, welche die Notwendigkeit des solidarischen Handelns auf die Gesamtheit und dem System der freien Konkurrenz nicht erkannt haben. Durch dieses Treiben wird die Organisation keineswegs gefördert und die Beseitigung des jetzigen Konkurrenzkampfes nur hinaus-

geschoben. Die Aufgabe eines jeden, sich seiner Lage bewußten Arbeiters muß es sein, dieser unserer Organisation zuwiderlaufenden Ansicht entgegenzutreten und es als sein nächstes Interesse zu erachten, daß die gewerkschaftliche Organisation auf allen Gebieten immer mehr erstarkt und an Ausdehnung gewinnt. Nur durch festes einmütiges Zusammenhalten kann der freien Konkurrenz entgegengetreten und die schädlichen Folgen derselben abgestellt werden.

N. T. S.

Krasse Füße.

In einer Broschüre über die Behandlung des Bebers von Dr. S. G. v. Potzdorff befindet sich u. a. eine interessante Abhandlung über die naturgemäße Behandlung der Füße, welche wir zum Nutzen unserer Leser hier mitteilen:

Nur nun zum Schlusse noch eine Frage vom Standpunkte des Arztes, zu welcher mich meine 46-jährige Praxis als solcher wohl berechtigt.

Warum streben alle Menschen so eifrig nach wasserdichter Beschuhung? Einfach darum, weil sie wissen, daß nasse Füße der Gesundheit schaden, Schnupfen, Husten, Diphtheritis, allerlei Entzündungen und zuletzt Schwindel herbeiführen. Und wenn ist es zuletzt schmerzhaft, daß man infolge nasser Füße in die genannten Krankheiten verfallen kann? Nur der dummen Erziehung der Menschen, der unglücklichen Unwissenheit, der unabsehbaren Dummheit der medizinischen Künstler und ihrem ewigen Focuss-Focuss, der aus dem Naturmenschen ein armenliches, verweichlichtes und naturwidrig dahinlebendes Wesen macht hat.

Naturgemäß erzeugten und lebenden Menschen, wenn sie im übrigen gesund sind, kann ein nasser Fuß nicht schaden. In meinem Alter von 71 Jahren kann ich barfuß im Schnee bei 20° Kälte waten, ohne Schnupfen, Husten oder andere krankhafte Zustände zu befürchten. Ich kann tagelang mit Stiefeln voll Wasser im Moraste marschieren, ohne daß meine Gesundheit dadurch Schaden erleidet. Die Gebirgsvölker Nord- und Südwesteuropas tragen keine Stiefel, sondern

Opanken und Choboten, welche aus einem länglich vieredigen Stüde gebreitet, roher Kindshaut, oder auch aus einem starken gegerbten Leder bestehen. Mit diesem Lederstück wird der Fuß, der schon mehrfach mit Fußstacheln unabhüllt wurde, welche 20—25 cm hoch über die Knöcheln reichen, recht gut umschlagen und zwar in der Form eines Schubes, wie das auf Fig. A unter a a a a ersichtlich ist. Das Lederstück wird dann mit langgeschnittenen Riemen an den Fuß angepaßt und befestigt.



Fig. A.

Ein großer Theil der türkischen und griechischen Infanterie ist mit solchen Opanken beschuh. Die Bevölkerung Siziliens, Klein Asiens, auch mancher polnischer Provinzen, sowohl als auch des Balcanlandes trägt sogenannte Kurpien oder Krupien, die aber nicht aus Rohhaut oder Leder, sondern aus breiten Baststreifen verfertigt werden und ungemein billig und vollkommen zweckdienlich sind. Opanken, Choboten und Kurpien saugen das Wasser ein. Infolge dieses Umstandes hat die Bevölkerung der be-

treffenden Provinzen im Frühjahr, Herbst und Winter stets nasse Füße, die aber trotzdem von Krankheiten verschont. Ich habe selbst während meines zweijährigen Aufenthaltes in Montenegro, Albanien, Bosnien und anderen südbalkanischen Provinzen größtentheils Opanken getragen und hätte während der regnerischen Zeit stets nasse Füße, trotzdem war ich immer gesund und habe an das Wasserdrückmachen meiner Beschuhung nicht einmal gedacht. Woher kommt es denn, daß nasse Füße der oben erwähnten Verbesserung nicht schaden? Weil dieselbe, wie auch ich schon die Füße sehr oft im kalten Wasser bis über die Knöcheln baden und dieselben während dieses, 10—15 Minuten dauernden Bades, tüchtig mit der Handfläche oder mit dem anderen Fuße reiben, bis die Füße und das Wasser warm werden. Hierauf werden die Füße mit einem Handtuche abgetrocknet und 10—15 Minuten promeniert, um die Wärme der Füße zu erhalten. Das sind die bewährtesten Mittel, die den Menschen ohne wasserdichte Beschuhung vor jeder Gefahr der Erkrankung am sichersten schützen, nicht aber warme, mit Salz, Ache, Seife, Lauge u. dgl. verfezte Fußbäder.

Ich erteile jedermann diesen Rat; befolgt er ihn, so wird er barfuß im Schnee und Wasser waten können ohne jede Gefahr. Wasserdichte Stiefel oder Schuhe sind dann ganz entbehrlich.

In Erwägung des Oben erwähnten und von mir Erläuterten zweifle ich gar nicht daran, daß jeder vernünftig Denkende zu der Ueberzeugung kommen wird, daß, sobald die Regierungen aller Länder Europas, überhaupt aber die deutsche und die englische ihrerseits alles aufbieten werden, um die Soldaten mit einer möglichst praktischen und bequemen Beschuhung zu versehen, das Militär dadurch in den Stand gesetzt wird, höchst anstrengende Strapazen und Märsche ohne Gefahr für seine Gesundheit zu ertragen zu können, wodurch den Gefährden der Menschlichkeit und Väterlichkeit Rechnung getragen würde, — man wird aber auch andererseits nicht ermangeln, sich zu überzeugen, daß das Streben nach einer vollständigen Wasserdrückmachung der Beschuhung löstlich, irrtümlich und unerreichbar ist. Das Wichtigste aber ist es, daß die Gesundheit der Soldaten ohne wasserdrückmachende Mittel erhalten werden kann, wenn die Regierung verordnet, daß in einem jeden Soldatenzimmer eine gewisse Anzahl von Schaffeln vorhanden sein soll, in welchen sich die Soldaten mit kaltem Wasser die Füße 2—3 Mal wöchentlich unter fließendem Wasser mit der Hand 10—15 Minuten baden sollen. Wenn dies geschehen wird, so wird es sich nicht mehr um die Mittel gegen das Durchdringen der Füße handeln, sondern vielmehr um Erhaltung des Schuhleders im weichen, geschmeidigen und elastischen Zustande, gar wenn daselbe beim Marschieren auf wässrigen und morastigen Wegen lurchig, hart und brüchig geworden ist. Man wird also das Leder konservieren und es 2—3fach dauerhafter zu machen suchen.

Geschäftliche Anfragen und Antworten.

Erlaube die Redaktion, mir mitteilen zu wollen, wo ich die Verschlußschnallen zu Herrenstiefelletten ohne Bäge haben kann.

Mit kollegialischem Gruß R. T. Verschlußschnallen für Herrenstiefelletten, welche den Gummizug ersetzen, giebt es unteres Wissens noch nicht. — Kann einer unserer Leser hierüber Aufschluß geben?

Für Herrenschuhe werden solche von der Firma Klotz in Dresden gefertigt. Red.

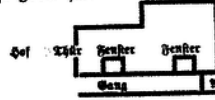
Ueber Schuhmacherverhältnisse in München.

Wenn über die misliche Lage einzelner Branchen geklagt wird, so tritt die der Schuhmacher gewiß in den Vordergrund. Bei der eminenten Konkurrenz, welche die Maschinen der Handarbeit bieten, fristet das Kleingewerbe ein besingenswerthes Dasein, was dem Arbeiter am stärksten, wie überall, so auch hier, fühlbar wird.

In München speziell wird im großen Stil nicht fabriziert, denn eine Anwendung von mehreren Maschinen, die an Stelle der Handarbeit thätig sind, finden wir nur in der Besthalerschen Fabrik, und in der deutschen Schuhmanufaktur. Nach dieser Musterfabriken auch die militärischen Werkstätten, die Regiments Schuhmachereien. Von Werkstätten, die 10 Arbeiter und darüber beschäftigen, finden wir höchstens zehn; alle übrigen Geschäfte produzieren mit 1 bis 7 Arbeitern; es dürfte aber die Zahl derer, die über 4 beschäftigen, höchstens 12 betragen. Wenn man annimmt, daß (nach dem Abrechnungs) ungefähr 600 leistungsfähige Schuhmacher hier sind, so läßt sich begreifen, welche große Zahl bloß Meister und Gehilfen zugleich ist.

Die Ware, welche den Konsumenten angeboten wird, ist meistens auswärtiger, zum großen Teil österreichischer Export. Diese auswärtigen Artikel werden in größeren Fabriken erzeugt und befinden sich in allen größeren Schuhfabriken Münchens, welche mit vollem Recht von dem Kleingewerbe als größter Konkurrent angesehen werden. Um nun diesen Wettbewerb noch einigermaßen auszuhalten, beschränkt man sich zum größten Teil auf sehr mäßige Lohnzahlung. Ich konstatiere, daß in München der durchschnittliche Wochenlohn nur 8.50 M. beträgt. Nur ganz gute Kräfte bekommen in einzelnen Werkstätten eine etwas annehmere Bezahlung. Ich nehme hier den Postkutschmacher W. . . . r, bei dem jüngere Arbeiter sich mit 6—7 M. begnügen müssen, obwohl dieser Herr Postkutschmacher Abhilfe schaffen könnte.

Was nun die sanitäre Beschaffenheit der Werkstätten anlangt, so ist diese eine entschieden misliche. Für heute möchte ich nur auf eine Werkstätte an F. platz näher eingehen. Der betreffende Unternehmer beschäftigt, abgesehen von den Arbeitern, welche auf Logis arbeiten, in der Werkstätte selbst 9 Mann. Dieselben sind in einem finsternen Raum, welcher etwas mehr als 5 q Meter groß ist, zusammengedrängt, der etwa diese Form hat:



Die Spelunke hat also 2 kleine Fenster, welche wiederum durch einen Gang mit Fenstern geschlossen ist. Der Gang führt zum Abort, welcher sich unmittelbar vor den Fenstern befindet, so daß es die Arbeiter eher zuthan finden, die Fenster zu schließen, als durch Öffnen derselben vergiftete Luft einzuatmen. Die Aussicht ist durch Gebäude eingeschlossen, so daß man von der Werkstätte, wenn ich sie so nennen soll, nichts sieht, als eine Wand und den wüthigenden Abort. Im Hofe befindet sich ein Stall mit Düngergrube, welche ihren lieblichen Geruch zu den oberen Wohnungen aufsteigen läßt. Es gehört eine gesunde Natur dazu, um in einer solchen Krücke täglich vierzehn Stunden auszuhalten. Ich frage, ob ein Unternehmer, der ein solches Geschäft treibt, nicht in der Lage wäre, gefündere Räumlichkeiten herzustellen, oder ob die Sanitäts-polizei geneigt wäre, solche schreiende Mißstände ab-

„Interns Pantoffel.“

Eine so wichtige Rolle auch der Pantoffel bei uns im häuslichen Leben und nicht selten darüber hinaus spielt, und obgleich er ein gefährdetes Scepter in der Hand der Frauen ist, so hat er doch im Orient eine noch weit höhere Bedeutung. Ist eine mohamedanische Frau von ihrem Manne beleidigt worden, so geht sie ganz einfach zum Kadi und legt einen Pantoffel (Bapusch) verkehrt auf den Boden, so daß die Sohle nach oben steht. Dies reicht hin. Dine, daß sie ein Wort weiter zu sprechen braucht, ohne weitere Erklärung versteht der Kadi den Sinn dieser Handlung, und die so von der Klägerin verlangte Scheidung wird bewilligt. Will dagegen die Türkin mit ihrem Manne sprechen, so zieht sie ihren Pantoffel (Schuh) aus und sendet ihm denselben durch eine Sklavin. Das heißt: Komm schnell, mein Herr, Deine Geliebte hofft voll Sehnsucht auf Dich! Hat sie einen Besuch von einer Freundin erhalten, so stellt sie die Pantoffeln derselben vor ihr Zimmer, um so ihrem Manne anzuzeigen, es sei eine fremde Frau im Harem, und er dürfe deshalb nicht hereinkommen. Schuhe dienen überhaupt als Zeichen der Herrschaft; mächtige Könige sandten den Unterworfenen auf der Achsel tragen mußten. Daher stammt wohl auch die sprichwörtliche Redensart: „unter dem Pantoffel stehen“, deren Bedeutung allbekannt ist.

Der schwäbische Augustinermonch Benedictus Anselmus hingegen berichtet über den Ursprung dieser Redensart also: Vor grauen und vornehmlichen Heiten lebte ein Ritter, Polypthem mit der eisernen Stirne. Papst und Kaiser hatten nach langer und blutiger Fehde Frieden gemacht und zur Feier desselben Feste und Turniere angeordnet, zu welchen die Klätze der Ritterchaft geladen wurde. Jeder der Teilnehmer am Turniere sollte entweder des Kaisers oder des Papstes Farbe tragen: Polypthem aber schwor, er trage nie das Zeichen der Ritterchaft, weder das rote Kreuzband des Papstes, noch die schwarze goldgeänderte Schärpe des Kaisers,

er trotz dem Banussuche und der Reichsacht und fürchte Keinen im ganzen Reiche. Da aber kam Frau Beatriz, seine Gemahlin, und bat ihn inständig, ihr wegen eines der Zeichen zu tragen, brach in Thränen aus, als der Ritter sich weigerte, und behauptete, er liebe sie nicht. Der Ritter detourierte ihr das Gegenteil und erbot sich, seine Liebe im Kampfe mit scharfer Waffe gegen zwölf Ritter zu beweisen; seine schöne Frau aber wollte davon nichts wissen und sagte: „Wenn Du nur ein wenig Liebe zu mir in Deinem Herzen hättest, würdest Du mir meine Bitte gewähren und eines der Zeichen an Deinen Helm heften!“ Sprach's, ging in ihre Kammer, schlug die Thüre zu und ließ den bestürzten Ritter vor dem verschlossenen Eingange stehen. In diesem Augenblicke schmeterten die Trompeten zum Turnier; der gewaltige Polypthem ergriff den kleinen goldgeschickten Pantoffel, den seine zürnende Ehegattin in der Hast verloren, befestigte ihn an seinen Helm und eilte vor, in die Schranken. Die Herolde riefen ihn an: „Stellst Du Dich unter das Scepter des Kaisers oder unter den Krummstab des Papstes?“ — „Unter dem Pantoffel!“ war die Antwort. In dem Ritterspiele blieb Polypthem der alleinige Sieger, und als ihm des Kaisers Schwester den Ranzpreis, süßeste sie ihm zu: „Herr Ritter! Ihr stellt Euch weder unter den Kaiser, noch unter den Papst; Euch vermag kein Mensch zu überwinden, aber unter dem Pantoffel steht Ihr doch!“ Dieses Wort war bald im ganzen Reiche bekannt, und es ergab sich, daß der Pantoffel mehr Unterthanen hatte, als Scepter und Krummstab zusammen.

Der Ursprung vorstehender Redensart könnte übrigens auch folgender sein: In einigen Gegenden glaubt man noch heute, wenn sich die Braut vom Bräutigam den linken Schuh anziehen lasse, oder wenn es gelinge, bei der Hochzeitsfeier, ohne daß der Bräutigam es merke, der Braut den Schuh vom Fuße zu ziehen, so werde sie im Hause herrschen. Im Zusammenhange damit mag die in England übliche Sitte des Pantoffelwerfens stehen, d. h. dem neuvermählten Paar werden bei seiner

Abfahrt vom Hause, um sich auf die Hochzeitsreise zu begeben, Pantoffel von Atlas u. dgl. nachgeworfen. Dieser Gebrauch knüpft sich an die Person eines großen englischen Felden, des Herzogs von Marlborough, welcher als einfacher Oberst John Churchill, ein Fräulein aus einem großen aristokratischen Hause, gegen den Willen ihres Vaters heiratete, in der seinem Grimme dem Brautpaare bei der Begräbnis von der Hochzeit statt seines Segens einen Pantoffel nachwarf.

Eine andere Erklärung der vorstehenden Redensart gibt Ph. Wagner:

Nach altdeutscher Sitte brachte der Bräutigam der Braut einen Schuh, vermutlich den seinen, in den sie treten mußte, um in seine Rundschaft zu treten; gleichwie nach altnordischem Rechte der Vater bei der Adoption oder Legitimation ein Maß veranlassen, einen dreijährigen Ochsen schlachten, dessen rechtem Fuße die Haut ablösen und daraus einen Schuh machen soll, welchen Sohn der Vater, noch ihm der adoptierte und legitime Erbe und dann die Erben und Freunde anziehen. Diese Adoption und Legitimation ist die Erklärung des Vaters, einen Anderen in seine Rundschaft mit allen Rechten aufzunehmen. Diefelbe Erklärung nun mußte auch bei der Eheverbindung erfolgen, da die Braut in die Rundschaft des Mannes übertritt. Die noch heute im Magdeburgischen übliche Sitte, daß die Braut den Mann während der Trauung auf den Fuß treten muß, ist daher unzweifelhaft aus jenem älteren Brauche entstanden, wonach die Braut in den Schuh des Mannes trat. Wenn andererseits heutzutage der Bräutigam dies zu verhindern sucht, um sich nicht dadurch die Macht über seine künftige Frau nehmen zu lassen, so beweist dies, daß das Verhältniß für den alten Brauch dem Bewußtsein des Volkes ganz entschunden ist. In der Redensart: der Mann steht unter dem Pantoffel, also unter dem Schuh der Frau, ist eine deutliche Erinnerung an das alte Rechtsinstitut der Rundschaft, den Schuh, bis auf den heutigen Tag erhalten.

zuschaffen. Die Definition des Wortes „Fabrik“ schließt den Herrn vor den Besuchen des Fabrikinspektors; er beschäftigt ja nicht 10, sondern höchstens 9 „Hände“. An sich einem konkreten Beispiel sieht man, wie unzuverlässig diese Auffassung vom Wesen einer Fabrik ist.

Ueber die Cholera.

Herrn Dr. Koch, Vertreter der Naturheilmethoden, von Herrn Dr. Koch, Vertreter der Naturheilmethoden. Redner beginnt seinen Vortrag mit den Worten Schillers: „Was wir wissen wollen, das wissen wir nicht!“

Die Cholera trete zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten auf. Die gefährlichste sei unter dem Namen die asiatische Cholera bekannt. Redner teilt die Erkennungsmomente in 3 Klassen ein:

- 1. Verdauungsbeschwerden, Cholerae im Weibe, Durchfall (stunden- und oft tagelang anhaltend);
2. Mattigkeit, elenialhaltiges Erbrechen, Erbrechen, gelblicher Durchfall und Hieberanfalle;
3. Schwäche, blaue und auch schwarze Augen, jedoch bei heftigen Anfällen trete gleich Pulslosigkeit ein und der Befallene wird schwarz und ohnmächtig.

Die Hauptfrage, die sich jetzt in den Vordergrund stellt, ist die: Wie entsteht die Cholera? Und hierüber sind die Ärzte bei den neuesten Forschungen in Streit geraten. Diese Frage sei auch schon vor 50 Jahren erörtert und darüber viele Bücher geschrieben worden.

Einige sehen jedoch fest, daß dieselbe bei ungünstiger Atmosphäre eintritt. Es entsteht bei Miasma, daher auch miasmatische Krankheit, das ist ein Giftgas, Luftgift. Die Verbreitung und Ursache sei besonders nachts am günstigsten. Phosphorwasser helfe hier am besten die Krankheit fördern. Das beste Hilfsmittel ist Sauerstoff. Die chemische Analyse hat ergeben, daß die Cholera keine Darmerkrankung, sondern eine Kreislaufstörung ist.

Man denke sich einen Körper durch Einwirkung giftiger Stoffe. Betrachten wir uns den Blutlauf (hierbei weist Redner auf eine vor Beginn des Vortrags an die Tafel gemachte Zeichnung, die den Blutlauf und die darin enthaltenen Blutkörperchen darstellt), durch diesen entsteht ein Zustand, der unser Leben erschüttert. Das Blut bewegt sich ungemäht schnell und erzeugt das Schwinden, das schlechte Blut wird durch das Harnen abgelagert, und dieser Zustand ist die Ursache der Cholera.

Redner weist auf die Verdienste des Herrn Geh. Rat Dr. Koch hin, die sich derselbe um diese Sache erworben hat. Die Ursache der asiatischen Cholera ist verschieden, nur entsteht die Frage: wie kann man sich vor derselben schützen? und ist hier vor allem diätetische Enthaltensamkeit anzuraten.

Der Stifter der Homöopathie Dr. Hahnemann empfiehlt in seinem Buche über die verschiedenen Krank-

heiten in Alkohol aufgelösten Kampfer bei Unwohlsein, 5-6 Tropfen auf Zucker genommen, oder Schwefelpulver in die Strümpfe zu streuen, indem dies die leichte Anhaftung der Krankheit verhindert. Redner empfiehlt diese beiden Mittel, die bis auf den heutigen Tag mit Erfolg angewendet werden.

Nun kommen wir zu der Frage: Kann man die Cholera heilen? Redner weist auf die verschiedenen Ansichten der Ärzte, sowie auf die verschiedenen Hausmittel in der Homöopathie hin, jedoch könne nur jeder Arzt nach Ansicht seines besten Wissens eine Krankheit behandeln und sich oftmals, um nicht seiner Ueberzeugung zuwider zu handeln, nicht an die Wissenschaft halten.

Das beste homöopathische Mittel liege immer an der richtigen Anwendung, vor allem sei jedoch Wärme zu empfehlen, da diese die Blutcirculation befördere. Redner kommt dann auf die Wasserheilmethoden des Herrn Dr. Schrott in Priesnitz. Das Wasser sei bei richtiger Anwendung immer ein vorzügliches Heilmittel (kalt oder warm), kalt bei Fieber, warm bei Leblofigkeit, damit der Puls beschleunigt wird.

Die Hauptsache sei immer die, daß alles richtig durchdacht und die Mittel richtig angewendet würden. Hiermit schließt Redner mit dem beim Eingange erwähnten Worten Schillers seinen mit Beifall aufgenommenen Vortrag, an den sich eine lebhafte Fragezetteldebatte angeschlossen.

3. Ugorfolka.

Kein Wiener Papp mehr!

Mainz, 2. September 1884.

Geehrte Redaktion! Vor einem Vierteljahr bezog ich eine Probe sogenannten Prima-Kleber in Kilo verpackt und die Verpackung mit dem deutschen Reichsadler versehen. Dieses Klebmittel hatte sich so ausgezeichnet erwiesen, daß meine Arbeiter bewunderten, als daßelbe verbraucht war und wieder zum Wiener Papp gegriffen werden mußte.

Im Begriffe nun, eine größere Quantität des Prima-Kleber kommen zu lassen, lese ich den Artikel des Kollegen — o in Nr. 48, was mich veranlaßte, sofort bei einem hiesigen Materialisten Dextrinpulver holen zu lassen und ein kleines Quantum davon mit Wasser anzurühren. Die sich ergebende Klebemasse war sehr gut; jedoch im Preise zu teuer und auch nicht ganz die Art, wie die bezogene Probe.

Ich nahm nun zur Hälfte Roggenmehl und zur Hälfte Dextrinpulver, mischte demselben nun so lange Wasser hinzu, bis beide Substanzen sich verbunden hatten und der Prima-Kleber war fertig in Qualität wie die bezogene Probe und der Preis dieser Masse stellt sich kaum auf die Hälfte des Wiener Papp mit der Annehmlichkeit, daß man ihn zu jeder Zeit anrühren und je nach Beifügen von Dextrin dicker oder dünner herstellen kann.

Mischt man 3, 2 oder drei Teile Roggenmehl mit einem Teile Dextrin, so hat man einen weichen Klebstoff, wodurch auch der bisherige Mehlkleber ersetzt ist, so daß man in Wahrheit sagen kann: Kein Wiener Papp und kein Mehlkleber mehr!

Phil. Müller, Mainz.

— Wolle und andere Stoffe zu reinigen. Da, wo man sich zu diesem Zwecke fast ausschließlich nur der Bürste bedient, wird man oft mit größerem Vortheile sowohl für die Schonung als für das Aussehen des Stoffes einen Schwamm anwenden. Dieser ist, der vollkommen rein sein muß, wird in Wasser getaucht und dann so flach ausgebrückt (am besten mit einem Handtuche), daß er nicht mehr naß, sondern nur etwas feucht ist. Wenn man dann mit demselben die Stoffe nach dem Striche überfährt, so nimmt er allen Staub und alle die gewöhnlichen Flecken an Leinwand, Seide, Filz etc. hinweg, welche durch die Bürste nicht entfernt werden können, ohne den Stoff zu beschädigen und einen kleinen Flecken in einen großen zu verwandeln und den Staub in die Ritze und Falten zu lehren. Man versuche es einmal und man wird finden, welche Vorzüge der Schwamm in vielem vor der Bürste hat.

U. C.

Zentralkranken- und Sterbelaße der Schuhmacher und verw. Berufsgenossen Deutschlands. (C. S.)

Bekanntmachung des Hauptkassierers. Gelder gingen ein pro 4. Quartal: Frankfurt a/M. 3. Rate 100, Erfurt 2. Rate 75, Jülich 2.10, Minden i. B. 2.36, Erlangen 50, Speyerdingen 27.50, Nürnberg 100, Weichselberg 5.60, Stralund 28.20, Hanau 50, Frankfurt a/M. 4. Rate 150, Rehl 50, Altona 300, Gassel 1.50, Bodenheim 70. Sa. 1012.26 M.

Für den Invalidenfonds gingen ferner ein: Erfurt 2. Rate 2 M., im ganzen 18.21 M.; um fernere Einzahlung wird gebeten.

Für das Flugblatt gingen ein: Oppenheim 35 M., Crimmitschau 1.27 M., Summa 1.62 M.; um fernere Einzahlung wird erbeten.

Zufuß erhielten ferner: Biedrich 50, Darmen 50, Neivges 6.75, Mühlhausen i. Thür. 2. Rate 50, Augsburg 200, Budau 35, im Saßen Branter Doernstadt 34.90, Summa 426.65 M.

Krankengel an einzelne Mitglieder aus der Hauptkassette: Weisler 10, Nibel 11.55, Eppler 27, Weishofer 18 M., Summa 66.55 M.

Den Beamten zur Nachricht, daß an sämtliche Zahlstellen Statuten, Plakate und Marken versandt sind. An Stelle der 20 Pfennig-Marken, die, sobald alle Reste bezahlt sind, sofort einzusenden sind, treten die

25 Pfennig-Marken, an deren Stelle die 30 Pfennig-Marken u. s. w. Es giebt nur in der 3. und 4. Klasse neue Marken. Auch werden nicht — wie man in vielen Zahlstellen meint — die alten Duitungsbücher eingezogen, sondern die alten bleiben. Nur ein neues Statut erhält jedes Mitglied; die alten sind zu vernichten und nicht, wie angenommen, an die Hauptkassette einzusenden. Das Porto kann gepahrt werden, da solche doch keinen Wert mehr haben.

Untern 22. Oktober ist an sämtliche Zahlstellen das neue Material versandt worden und ersuche ich diejenigen, die es nicht erhalten haben, um sofortige Nachricht.

Weiter mache ich darauf aufmerksam, daß sämtliche Scheine — Aufnahmen — und Frankenscheine — genau und deutlich ausgefüllt werden. Im Nichtbeachtungsfalle werden dieselben zurückgeschickt, und zwar auf Kosten der Zahlstelle. Auch ist es an verschiedenen Zahlstellen notwendig, daß den Ärzten eine schärfere Kontrolle anempfohlen wird betreffs der Aufnahme, damit nicht Kranke aufgenommen werden, da die Krankenliste aufgeführt; und im Erkrankungsfall eine öftere Kontrolle des Kranken durch den Arzt und den Krankenbesucher stattfindet, damit die Kasse nicht von Simulanten ausgebeutet werde.

Ferner muß ich die Ortsbeamten ersuchen, daß die Abrechnungen sorgfältig ausgefüllt und nicht eher unterschrieben werden, bis alles stimmt. Die letzten Abrechnungen lassen im allgemeinen viel zu wünschen übrig. Die Abrechnung wird nicht mehr an jede Zahlstelle geschickt, sondern dieselbe wird, wie im 2. Quartal, dem Vereinsorgan „Schuhmacher“ beigelegt, und ist jede Zahlstelle verpflichtet, demselben von den 7 Prozent zu abonnieren.

Diejenigen, die Ertragsnummern zur Agitation wünschen, haben dieses sofort mitzutheilen und wieviel. Die Kosten trägt jedoch die Zahlstelle selbst.

Hamburg, 15. Oktober 1884.

S. Ebel, Hauptkassierer.

Mitteilungen.

Von den Coblenzer Kollegen wird uns nachstehendes Statut zur Veröffentlichung überandt und halten wir es im Interesse der freien Hilfskassen für empfehlenswert, wenn alle Verwaltungsräte sich der Nachahmung befleißigen würden.

Freier Redigirt für die Mitglieder der freien Hilfskassen am hiesigen Ort wurden von den hier befindlichen Verwaltungsräten der Tischler, Schuhmacher- und Schneider-Verenigungen deren Vorstände zu einer Sitzung berufen, worin beschlossen wurde, einen Sanitätsverein zu gründen. Gleichzeitig wurden die Statuten beraten und einem Kollegen zur weiteren Ausarbeitung übergeben.

Am 28. Oktober hielten wir eine öffentliche Versammlung an, wo sämtliche Mitglieder der drei oben genannten Ortsvereinigungen eingeladen waren. Nachdem die ausgearbeiteten Statuten vorgelesen und für gut befunden waren, ließ sich der größte Teil der vereinigten Kassemittglieder aufnehmen.

Der Vorstand ist aus Angehörigen der drei Vereinigungen zusammengesetzt; die Tischler stellen den Vorsitzenden und 1 Kassierer, die Schuhmacher den Kassierer und Schriftführer, die Schneider zwei Kassierer.

Die Statuten lauten wie folgt: § 1. Der Verein bezweckt, den Mitgliedern im Erkrankungsfall freie ärztliche Behandlung, sowie freie Medikamente zu gewähren.

§ 2. Jedes Mitglied der hier bestehenden freien Hilfskassen kann Mitglied des Sanitätsvereins werden. Die Einschreibgebühr beträgt 20 Pf., wofür Duitungsbuch und Statut verabreicht werden.

§ 3. Der wöchentliche Beitrag beträgt 12 Pf., wofür im Erkrankungsfall freier Arzt und Medizin auf die Dauer eines halben Jahres vorbezahlt wird.

§ 4. Die Kassierer der drei bestehenden Verwaltungsräte stellen der freien Hilfskassen die Beiträge ihrer Mitglieder in Empfang zu nehmen und jeden letzten Sonntag im Monat an den Kassierer des Sanitätsvereins abzuliefern. Die bezahlten Beiträge sind von den Kassierern der freien Hilfskassen mit dem Duitungsbuch und dem Krankenstatut in das Vereinsduitungsbuch abzuliefern.

§ 5. Nach dem 31. Januar 1885 haben alle dem Sanitätsverein Beitretenden für das abgelaufene Vierteljahr die Beiträge nachzuzahlen. — Mit Ausschluß aus der freien Hilfskasse erfolgt auch der Ausschluß aus dem Sanitätsverein.

§ 6. Alle Rezepte und Verschreibungen müssen von dem Vorsitzenden mit dem Vereinsstempel versehen sein.

§ 7. Beschwerden über den Vereinsarzt sind dem Vorsitzenden mitzutheilen, und ist derselbe verpflichtet, die Fälle zu untersuchen, und wenn möglich, Abhilfe zu schaffen.

§ 8. Mitglieder, welche sich nicht durch den Vorsitzenden regeln lassen, werden der Generalversammlung unterbreitet.

§ 9. Mitglieder, welche krank sind, und das Aufgehoben erlaubt ist, kann der Arzt vorschreiben, daß sie in der selbigeften Sprechstunde bei ihm persönlich erscheinen.

§ 10. Der Vereinsvorstand besteht aus einem Vorsitzenden, einem Kassierer, einem Schriftführer und drei Revisoren. Der Vorstand wird alle Jahre in der im Februar stattfindenden Generalversammlung gewählt.

§ 11. Alle auf den Verein bezüglichen Mitteilungen, Beitragsverpflichtungen, wie An- und Abmeldungen, sind an den Vorsitzenden zu richten.

§ 12. Der Kassierer verwaltet die Kasse und muß alle Gelder an denselben gegen Duitung auszuhandeln.

§ 13. Die Revisoren haben alle Monate die Kasse zu revidieren und der Generalversammlung davon Bericht zu erstatten.

§ 14. Der Kassierer hat alle Gelder jeden Monat an die städtische Sparkasse einzuzahlen und das Sparflandbuch aufs sorgfältigste zu bewahren. Das Sparflandbuch wird auf ein Jahr außer Kurs gesetzt, und kann das Geld nur mit Genehmigung des ganzen Vorstandes gezogen werden.

Der Trunk aus dem Stiefel.

Wenn Trunk zur Hand — und Hüftschmerzen zur Hand.

Da sehen sie droben allumal Und stehen im alten Mittelal, Die Haden erglänzen herab vom Stein Und schimmern weit in die Nacht hinein.

Es brand der Rheingraf: „Ein Lauerer Lich jagst mit einem Stiefel hier; Wer ihn mit einem Zug wird leeren, Dem soll Dorf Hüftschmerz gehören.“

Und lachend gieß er mit eigener Hand Boll Wein den Stiefel bis an den Rand, Und hob ihn mitten wohl in den Kreis: „Wohlan, Ihr Herren, Ihr kennt den Preis.“

Jo hann vom Sponheim hielt sich in Ruh Und wünschte dem Nachbar Glück dazu, Und dieser, Weinhardt war's, von dann, Joz sehr zusammen die finstern Braun.

Berlegen den Bart sich Führende trich, Und Lung von Stromberg schüttelte sich, Und selbst der mutige Burgkaplan Sah den Kolch mit Schreden an.

Doch Boos von Walberd rief von fern: „Wer der das Schälcher! Dem Sehl, Ihr Herrn! Und schwandte den Stiefel und trank ihn leer, Und warf sich zurück in den Stiefel schwer.“

Und sprach: „Herr Rheingraf, sieh der Courier Nicht auch seinen andern Stiefel hier? Was machen in einer zweiten Wette Auch Reizeln gern verdient man hätte.“

Da lachten sie alle und priesen den Boos Und schätzten ihn glänzlich als bodenlos, Doch Hüftschmerz mit Waus und Mann Gedrte dem Ritter Boos fortan.

Worms. Johann Philipp Bonifer.

